

Das Pfennig-Magazin

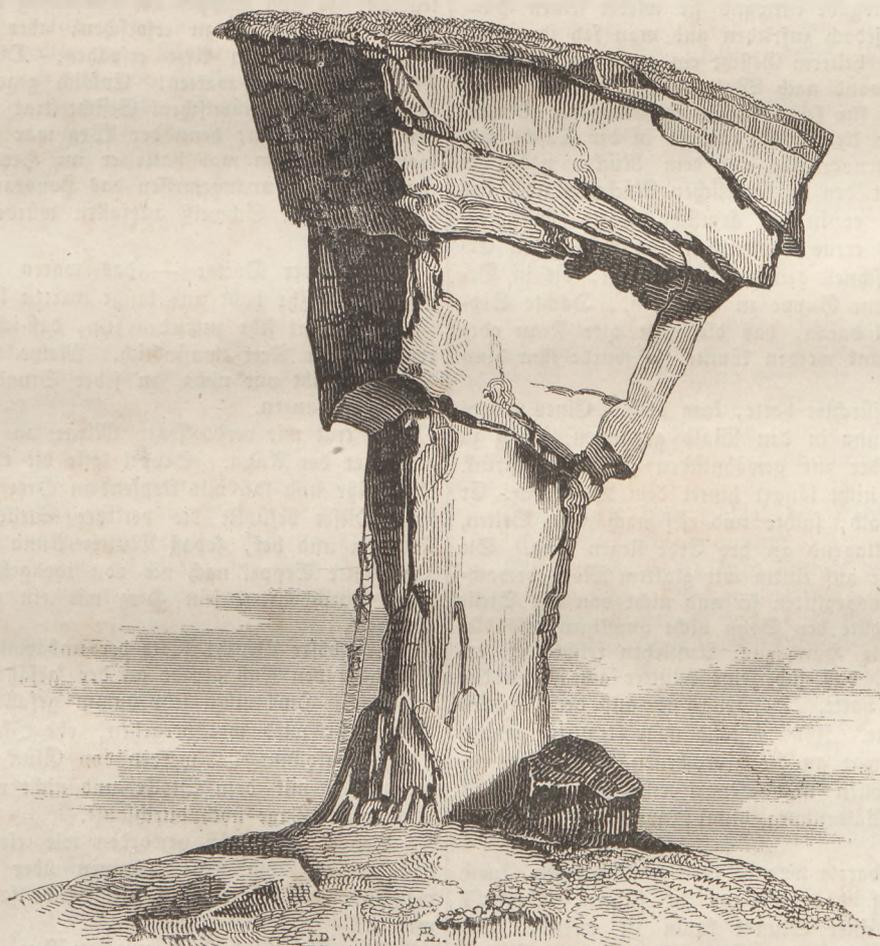
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 440.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[7. Juni 1851.

Der unzugängliche Felsen.



Das sonderbar geformte Felsenstück, das wir hier im Bilde vor uns sehen, heißt im Munde des französischen Volks der unzugängliche Felsen (la Montagne inaccessible) und liegt in der Dauphinée, sechs Lieues von Grenoble, zwei von Die, zunächst dem Dorfe Trièves, welches um seinerwillen zahlreichen Zuspruch von Fremden erhält. Der Felsen, gewöhnlich das Wunder der Dauphinée genannt, hat die Gestalt eines umgekehrten Kegels und man kann ihn zuerst nicht ohne die bange Furcht, er möge sofort zusammenstürzen, ansehen. Aber seit Jahrhunderten steht er wie er steht und wird wahrscheinlich noch Jahrhunderte stehen. Mit dem inacces-

sible aber darf man es nicht wörtlich nehmen. Schon im Jahre 1492 erkletterte ein Herr Anton von Domp-Sullien, unterstützt dabei von Raymund Lub, dem echeleur König Karl's VIII., den Gipfel des Felsens und ließ sich darüber von dem Parlament zu Grenoble eine vollständige Beweisacte ausstellen. Man erreichte dies auf schräg übereinander befestigten Leitern. Später ist dieses Experiment an dem Nadelberge (Mont-Aiguille), wie er wol auch heißt, öfter mit und ohne Erfolg versucht worden; der aber damit verbundenen Gefahren wegen bedarf es dazu jetzt eines ausdrücklichen Erlaubnißscheins der Behörde von Grenoble.

Seppel.

Ein Rübzahnmärchen.

Vor langer Zeit lebte in einem einsamen Dorfe des Riesengebirges ein armer Weber, Namens Seppel. Er war zwar noch ein junges Blut, hatte ein paar kräftige Arme und verstand das Weben aus dem Grunde; doch große Sprünge durfte er nicht machen. Er mochte noch so fleißig sein — mehr konnte er nicht zusammenbringen, als gerade nöthig war, sich und seiner alten Mutter Anna, die ihm sein kleines Hauswesen besorgte, das liebe Leben zu erhalten. Und blieben auch einmal von seinem wöchentlichen Verdienste einige Groschen übrig, so wurden sie entweder vom Steuereinnehmer in Beschlag genommen, oder die Gebrechlichkeit seiner Hütte machte eine Reparatur nöthig, oder eine sonstige nothwendige Ausgabe entwand sie wieder seinen Händen. Er war jedoch zufrieden und man sah ihn jeden Sonnabend mit heiterm Gesicht ein großes Bündel gesponnener Leinwand nach Waldenburg tragen, um den kärglichen Lohn für seine Arbeit in Empfang zu nehmen. Mit der kleinen Baarschaft in der Tasche und mit neuem Garnvorrathe auf dem Rücken nahm er dann unverzagt den beschwerlichen Rückweg über das Gebirge. Trat er in die ärmliche Hütte, so harrete seiner schon das treue Mütterchen und konnte den Ermühteren nicht schnell genug dazu bringen, die in Bereitschaft gehaltene Suppe zu verzehren. Dachte Seppel aber einmal daran, daß die gute alte Frau oder gar er selbst krank werden könnte, so wurde ihm himmelangst.

Was er befürchtet hatte, kam doch. Eines Tages war Mutter Anna in den Wald gegangen, Holz zu lesen, kehrte aber zur gewöhnlichen Zeit nicht zurück. Seppel litt es nicht länger hinter dem Webstuhle. Er eilte in den Wald, suchte und rief nach allen Seiten, bis er sie wehklagend an der Erde liegen fand. Sie erzählte, daß sie auf einem mit glattem Moos bewachsenen Steine ausgeglitten sei und nicht von der Stelle könne. Sie wollte den Sohn nicht ängstigen; als dieser eben ihr die Hand zum Aufstehen reichte, so erkannte er bald, daß sich seine Mutter am Felsen den Fuß zerschellt hatte. Er trug sie auf dem Rücken nach der Hütte. Ihr Zustand war traurig genug; denn der Fuß war an der gebrochenen Stelle schon bedeutend geschwollen und Seppel eilte so schnell als möglich nach Waldenburg hinab, wundärztliche Hülfe zu schaffen.

Dem Wundarzte war es eben nicht gelegen, noch am Abend auf das Gebirge zu steigen. Seppel's Hütte war in einer Stunde kaum zu erreichen und noch dazu die unwegsamen Pfade im Gebirge für den dicken, bequemen Stadtherrn! „Überdies“ — murmelte er vor sich hin — „wird ein armer Weber ein angemessenes Honorar auch nicht gewähren können.“

Mein guter Seppel! Ich kann Eure Mutter heute unmöglich besuchen. Ich muß soeben zu einem schweren Patienten; doch morgen werde ich mit dem Fröhlichsten bei Euch sein. Nacht indes der armen Frau fleißig Umschläge von Essig und hier —

Er setzte sich an sein Pult und schrieb auf ein Streifen Papier einige lateinische Wörter.

Hier dies Recept laßt Euch in der Apotheke bereiten und gebt von der Arznei der Leidenden aller drei Stunden einen Eßlöffel voll ein. Morgen früh bin ich bei Euch!

Obwol diese Antwort nicht nach Seppel's Wunsche war, konnte er doch nichts ändern. Er holte die ver-

ordnete Medicin und lief schnell nach dem Gebirge zurück.

Das Auge der schmerzlich Leidenden strahlte vor Freude, als sie ihren Sohn eintreten sah, den Einzigen, der ihr eine Handreichung thun konnte. Dieser bedurfte sie aber noch mehr als vorher, denn ihre Leiden waren größer geworden. Seppel legte sogleich Hand an, die Vorschriften des Arztes zu befolgen. Er lief nach Eßlöffel und Essigflasche, gab der Mutter Medicin und machte die Umschläge. Anna schluckte den Trank geduldig hinter, aber mehr dem Sohne zu Liebe als im Vertrauen auf große Wirkung.

Die ganze Nacht hindurch saß Seppel am Bette seiner Mutter; denn sie konnte nicht verhehlen, daß der Schmerz in ihrem Fuße stechender und brennender wurde. Kaum hatte die Sonne die Gebirgskuppen beleuchtet, so fing Seppel an sehnsüchtig den Weg von Waldenburg herauf zu erforschen, aber sein scharfes Auge konnte keinen Arzt erspähen. Die arme, alte Frau mußte lange warten! Endlich gegen Mittag erschien er. Mit mürrischem Gesicht trat er ein in das ärmliche Stübchen, denn der Weg war ihm sauer geworden und zehn mal hatte er im Heraussteigen sich vorgesagt, wie unangemessen das Honorar für den vielen vergoffenen Schweiß ausfallen würde bei dem armen Volke.

Ach, Herr Doctor — das waren Seppel's erste Worte — Ihr habt uns lange warten lassen!

Ihr könnt sehr zufrieden sein, daß ich noch komme, erwiderte der Arzt empfindlich. Meine Praxis in der Stadt erlaubt mir nicht, zu jeder Stunde nach Eurer Pfeife zu tanzen.

Er trat mit verdrossener Miene an das Schmerzenslager der Anna. Seppel löste die essigbefeuchteten Umschläge und sah mit klopfendem Herzen den Doctor an. Dieser befühlte die verletzte Stelle, lenkte den Fuß hin und her, sodas Mutter Anna laut aufschrie. Das hatte Seppel noch nie von ihr gehört und diese Töne durchbohrten sein Herz wie ein zweischneidiges Schwert.

Ein böser Bruch! sagte der unbarmherzige Mann. Ihr habt den Fuß gerade an der gefährlichsten Stelle zerschellt. Hm! müßt sehr dumm gefallen sein! Ein Vierteljahr wird wol vergehen, ehe Ihr von Eurem Lager wegkommt — werden von Glück reden können, wenn Ihr mit dem Stocke und nicht mit der Krücke Eure alten Tage noch durchlauft.

Seppel war blaß geworden wie eine Leiche und dann rollten ihm helle Thränen über die Wangen, während seine Mutter still die Hände faltete und mitweinte.

Nun, beruhigt Euch nur, tröstete der Arzt mit kalten Worten. Es ist schon vielen Tausenden so ergangen. Hier hilft nichts als Aushalten.

Er legte seine Bandagen zurecht und begann sein Werk, nachdem er Seppel angewiesen hatte, was er dabei zu thun habe, um ihn zu unterstützen. Er beachtete dabei das Jammergeschrei der Frau keinen Augenblick, bekümmerte sich nicht um den Angstschweiß ihres Sohnes und hatte für nichts Sinn als für die Bandagen und Schienen, die eben durch seine Hände und Finger flogen. Als Wundarzt war der Mann vollkommen an seinem Plage, denn nichts vermochte ihn aus der seiner Kunst so nöthigen Ruhe zu bringen; aber so geschickt er ein zerbrochenes Glied wieder zurechtstellen konnte, so groß war seine Sorge um ein angemessenes Honorar. Aus diesem Grunde hatte er auch nach beendigter Arbeit nichts Eiligeres zu thun

als zu fragen, wer der Besitzer des Häuschens sei, unter dessen Dache sich die Leidende befand. Als er von Seppel erfahren hatte, daß die Hütte seiner Mutter gehöre, erheiterte sich sein Gesicht. Er verabschiedete sich freundlich, ermahnte seinen Patienten zur Geduld, den Sohn aber zur treuen Aufsicht über die Lage, in welche er die Mutter Anne gebracht hatte. Mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen, verließ er das Haus und stieg mit leichtem Herzen hinunter nach Waldenburg, weil er nunmehr wußte: „Die Leute sind ja Besitzer ihres Häuschens.“

Der Doctor hielt pünktlich Wort. Er war am folgenden Tage zu rechter Zeit da. Mutter Anna hatte, gepeinigt von dem brennendsten Schmerz, die ganze Nacht schlaflos hingebachtet und die Liebe ihres Sohnes war nicht im Stande gewesen, ihre Leiden zu mildern. Zu den Schmerzen im Fuße hatte sich ein Wundfieber gesellt, das so heftig war, daß Seppel augenblicklich mit einem Recepte nach Waldenburg mußte. Der Doctor war noch nicht den halben Weg herab zur Stadt, da begegnete ihm Seppel schon wieder zurückkehrend. Er vernahm noch einmal die Anweisung des Arztes zum Gebrauche der Medicamente, die er bei sich trug, und war dann in kurzer Zeit herauf in seine Hütte.

„Ach, lieber Sohn, sagte Anna, ich werde wol dieses Lager nicht eher verlassen, als bis du mich wagtträgst als Leiche. Ich bin alt und reis zum Sterben.“

Sie reichte Seppel die hagere Hand und sah aus seinen treuen Augen Thränen hervorquellen. Sie setzte hinzu: Gott wird mir und dir helfen; glaube mir, das Doctern hilft zu nichts.

Als nun Seppel seine Arzneiflaschen und Büchsen auspackte, seufzte seine Mutter schmerzlich. „Liebes Kind! Laß den Arzt nicht wiederkommen und hole nichts weiter aus der Apotheke, du wirst sonst von deinem Hüttchen müssen. Ich bliebe gern noch lange bei dir, und doch muß ich fast wünschen, daß mich Gott bald abrufft, damit du wieder hinter deinem Webstuhle sein kannst.“

Seppel erklärte seiner Mutter mit aller Bestimmtheit, daß er nicht eher vom Arzte und Apotheker lassen werde, bis sie wiederhergestellt sei, und sie schwieg, weil sie sah, daß sie ihren Sohn gekränkt hatte.

Der Arzt war noch manchmal schweifestierend nach Seppel's Hütte gekommen, leere Arzneiflaschen und Salbenbüchsen standen in langer Reihe auf dem Gesims seines ärmlichen Stübchens, aber der Zustand der Mutter war von Tage zu Tage trauriger geworden. Sie hatte die Fußknochen bei ihrem Falle so gefährlich beschädigt, daß der Arzt dieselben splitterweise aus offenen Wunden hervorzog. Sie magerte dabei immer mehr ab und Seppel sah jetzt wol ein, daß seine Mutter weder mit Stab noch mit Krücke ihrem Lebensende entgegengehen, sondern bald als Leiche nach dem Friedhofe gelangen werde.

An einem schönen Octobermorgen, als eben die hellen Sonnenstrahlen durch die kleinen Fensterscheiben blickten, rief Mutter Anna ihren Sohn ans Lager. „Liebes Kind“, sprach sie mit matter Stimme, „welches Datum haben wir denn heute?“

Seppel nahm den bestaubten Kalender von der Wand, suchte nach und antwortete mit bebender Stimme: Heute ist der 16. October.

„Fühlte ich's doch“, sprach die Mutter mit glänzendem Auge; ja heute wird mich Gott erlösen, wie er vor 13 Jahren deinen Vater erlöset hat. Gehe nach dem Prediger, daß er mir zum gläubigen Hinscheiden

das Abendmahl reiche. Sie faltete die Hände und sah mit frommen Augen unverwandt nach oben. So heilig, so verklärt war die treue Mutter dem Sohne noch nicht erschienen. Zitternd faltete auch er die Hände und lief still schluchzend nach dem Geistlichen.

Dieser versprach Seppel, sogleich zu kommen und beeilte sich, der Sterbenden seinen letzten Beistand zu leisten.

Anna lag schlummernd auf ihrem Bette, als der Sohn zurückkehrte und leise die Thür öffnete. Eine himmlische Seelenruhe verbreitete sich über das todtblaße Gesicht; die Hände lagen gefaltet auf ihrer Brust, das ärmliche Stübchen erschien durch die Sterbende als die Wohnstätte einer Heiligen. Seppel sank auf seine Knie, blickte unverwandt nach seiner Mutter und weinte heiße Thränen.

Wie im seligen Traume lächelte plötzlich die Schlafende. „Heute“ — sprach sie mit kaum vernehmlicher Stimme — „Ich verstehe deinen Wink. Ja, ich komme!“

Sie breitete die Arme weit aus, ließ sie wieder aufs Bett sinken und schlummerte sanft wie vorher. Da schlug die Wanduhr 8 Uhr. Sie erwachte und rief mit matter Stimme: „Mein lieber Seppel!“

Seppel ergriff ihre Hand. Er war nicht vermögend, seine Mutter zu fragen, was sie begehre.

Sohn, schlug's nicht acht?

Seppel schluchzte: Ja!

Heute vor 13 Jahren — setzte seine Mutter mit gebrochenem Worte fort — heute vor 13 Jahren nahm der Vater Abschied von mir und dir. Eben war ich bei ihm — im Himmel. Mein Fuß — schmerzte nicht — ich war neugeboren. Ach! — sei fromm wie dein Vater — dann stirbst du — wie er — und ich.

Sie streckte noch einmal die Hände gen Himmel und that den letzten Athemzug.

Mit dankbaren Thränen benetzte der Sohn das erblaßte Angesicht. Er legte die Hand an das Herz der treuen Mutter, aber es hatte ausgeschlagen. Von der Todten wendete sich sein Blick zuerst nach oben. „Laß mich, du guter Gott“ — nur diese Worte kamen über seine Lippen — „einst den Tod dieser Gerechten sterben.“ Dann ließ er vor seiner Seele die Bilder der Vergangenheit vorüberschweben. Es fiel ihm ein, was seine Mutter ihm von Kindesbeinen an bis an ihren letzten Augenblick gewesen war, wie sie ihn geliebt hatte, wie sie um seinetwillen gearbeitet und Alles aufgeopfert hatte, und jetzt stand er allein in der Welt. Das Schmerzliche des Alleinseins ergriff ihn mit Ulgewalt, da fielen ihm wieder das abgekehrte Gesicht und die magern Hände seiner Mutter ins Auge und er gegenwärtigte sich die großen Schmerzen, die sie in ihren letzten Tagen noch hatte leiden müssen, und dankend sah er aufwärts, daß Gott die Leidende befreit hatte und daß sie einen so schönen Tod gestorben war.

Während er, in solche Betrachtungen versunken, sich mit der Leiche beschäftigte, war der Prediger eingetreten, ohne daß ihn Seppel bemerkt hatte. Er bedauerte es, daß er die Dahingeshedene nicht noch einmal habe sprechen können, ermahnte den Seppel, seiner Mutter und seinem längst verstorbenen Vater im Glauben und Leben zu folgen und bat, daß Seppel ihn zuweilen in seiner Wohnung besuchen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bastei in der Sächsischen Schweiz.



Um die jetzige Pfingstzeit pflegt die Sächsische Schweiz das Ziel vieler Reiseflustigen zu sein. Auch wer sie schon mehre male besucht hat, wird sich von ihr angezogen fühlen; wie vielmehr Derjenige, der zum ersten male dieses weit zerklüftete Bergterrain mit den zahlreichen hervorragenden Felshörnern in abgestumpfter konischer Form, diese labyrinthischen Thäler mit den mauergerade aufsteigenden Sandsteinen betritt, die of

in so spitze und schmale Wände auslaufen, daß man nicht begreift, wie sie noch nicht zusammengestürzt sind. In Backen springt es vor, in Thore und Schwibbögen hat es sich überbaut, ungeheure Stücken sind ins Thal gestürzt, durch und über sie hin wuchert Moos, Farrkraut und Gebüsch; darunter rauschen, springen und schäumen Waldbäche und schauerhafte Abgründe sieht man mit düstern Tannen und Fichten besetzt.

Ein Glanzpunkt der Sächsischen Schweiz ist die nebenstehend abgebildete Bastei. Sie liegt 800 Fuß hoch über dem Spiegel des Elbstroms. Ruhig und majestätisch zieht dieser zwischen den hohen, zerrissenen Felswänden hin, zwischen grünen Auen und Obstgärten. Städte, Dörfer und reiche Fluren besäumen den mächtigen Bogen, den er hier bildet. Leicht trägt er auf seinem Rücken schwer beladene Schiffe und Flüsse, die mit ihren weißen Segeln wie Schwäne auf ihm hingleiten. Als wären es bewimpelte Fischernachen, so klein erscheinen sie von der Bastei aus, die sich mit ihren steilen Felswänden 340 Ellen über sein Flußbett

erhebt, doch in ziemlicher Entfernung, obgleich es scheint, als könnte man von der Höhe herab einen Stein mitten in seine Fluten hineinschleudern. Aber welch einen Anblick mag die Elbe von hier aus gewähren, wenn sie gegen das Frühjahr hin ihrer Eisedecke sich entledigt und hoch über ihre gewöhnlichen Ufer emporsteigend in gewaltig brausenden Fluten donnernd dahinstürmt. Dann erinnert sie den Beobachter auf dem Felsen droben an die Wildheit ihrer stürmischen Jugend und vergegenwärtigt ihm jene Urzeit, wo sie, lange bevor Menschen die Erde unter sich theilten, den mächtigen Felsenwall zerriss, der sie als See in den großen böhmischen Kessel einkerkerte. Aber die Felsen, die sie einst besiegte, sehen jetzt stolz auf sie herab und ihre Wellen vermögen nicht mehr hoch an sie hinauf emporzuschäumen, seit sie geregelt dahingleitet; so aber fließt sie nun seit einem Jahrtausend, wo der wilde Sorbe in den dichten Wäldern und auf kühnen Felsenburgen hauste, und wird wol Jahrtausende noch fließen.

Ein venetianischer Kanal.



Galeerensträfling und Graf.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts verurtheilte der Criminalgerichtshof des Seine-Departements einen gewissen Peter Coignard, einen Mann von nicht gewöhnlichem Verstande und außerordentlicher Kühnheit, wegen Einbruchs und Diebstahls zu 14jähriger Zwangsarbeit. Trotz der sorgfältigsten Bewachung fand dieser Mann fünf Jahre später Gelegenheit aus dem Bagno zu Loulon, wohin er gebracht worden war, zu entfliehen. In der folgenden Nacht begab er sich auf ein spanisches Boot, welches eben absegeln wollte, und landete bald darauf in Catalonien. Sein Weg führte ihn zufällig nach einer kleinen nicht weit von der Küste gelegenen Stadt, wo er eine gewisse Maria Rosa kennen lernte, die im Dienste eines kürzlich verstorbenen

französischen Emigranten, des Grafen von Pontis de Sainte-Helene, gewesen war. Der Graf stammte aus einer alten Familie in der Gegend von Soissons und hatte Frankreich vor geraumer Zeit verlassen, um in spanische Kriegsdienste zu treten, durch welche er nach Südamerika gekommen war und bald Gelegenheit gefunden hatte, sich rühmlich auszuzeichnen. Wegen seiner geschwächten Gesundheit nach Spanien zurückgekehrt, wollte er eben die Versetzung zu einem andern Regimente nachsuchen, als ihn der Tod ereilte, fern von Vaterland und Familie. Die geringe Habe, welche er aus dem Schiffbruch seines Vermögens gerettet hatte, überließ er jener Maria für ihre freundliche Pflege während seiner letzten Krankheit.

Maria hatte den kleinen Nachlaß verkauft, aber der Ertrag desselben reichte selbst für ihre sehr mäßigen Bedürfnisse nicht lange hin. Es war noch ein kleines kostbares Kästchen übrig, das unter andern einige alte Pergamente enthielt, die der verstorbene Graf öfter als das werthvollste Stück seines Besitzes bezeichnet hatte. In dieser Lage befand sich das arme Mädchen, als Coignard sie kennen lernte. Nothgedrungen bekannten sie sich gegenseitig ihre hülflose Lage und beschloffen das Kästchen einem Juden zu verkaufen. Doch untersuchte Coignard zuvor den Inhalt desselben genau und fand, daß die Pergamente die authentischen Familienpapiere und Patente des Grafen waren. Plötzlich fiel ihm ein, welcher Vortheil sich in einem Lande wie Spanien, wo der Adelstitel zu allen Zeiten einen so unzerstörbaren Zauber geübt hat, aus diesen Papieren ziehen ließe. Am folgenden Tage machte er sich mit Maria auf den Weg nach Estremadura unter dem Namen Graf und Gräfin von Pontis de Sainte-Hélène.

Sein erstes Auftreten glückte. Man nahm ihn in ein Regiment als Offizier auf, und da er sich in mehreren Gefechten auszeichnete, erhielt er zur Belohnung seines Muthes nach kurzer Zeit die Decorationen des Alcantara- und eines andern spanischen Ordens.

Als das französische Heer in Spanien einrückte, stellte sich Coignard, der einige Monate zuvor den spanischen Dienst verlassen hatte, dem Marschall Soult vor, zeigte ihm die Papiere des Grafen von Sainte-Hélène über dessen Dienste in Amerika und Spanien und äußerte den Wunsch, in das französische Heer einzutreten. Der Marschall, von dem Auftreten und den Papieren des Mannes getäuscht und mit gutem Grunde voraussetzend, daß ihm die Dienste eines Offiziers, der das feindliche Land und Heer aus langjähriger Erfahrung kannte, sehr nützlich sein dürften, nahm ihn mit großer Auszeichnung auf und machte ihn zum Bataillonschef. Coignard rechtfertigte das Vertrauen des Marschalls und wußte die Aufmerksamkeit und Ehre, welche man ihm und seiner angeblichen Gemahlin als Graf und Gräfin von Sainte-Hélène bewies, auf die geschickteste, ungezwungenste Weise hinzunehmen.

Es kamen die Ereignisse von 1814 und die erste Restauration. Coignard benutzte sie, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren, in der Hoffnung, daß die vielen vorauszufehenden Veränderungen seinem Talent neuen Stoff zu weitem Erwerbungen geben würden. Wir werden sehen, daß er sich nicht täuschte. Kaum in Paris angekommen, ersuchte er vor allem als Graf von Sainte-Hélène um eine Privataudienz bei Ludwig XVIII. Sie wurde ihm gewährt. Er sprach mit Wärme von seiner Familie, seinen Vorfahren, schilderte seine Verluste und Leiden, bot seinen Arm und sein Blut den Bourbons an und bat um eine Gelbunterstützung. Der König hörte ihn gnädig an, sagte ihm, daß er sich freue, den letzten Sprößling der Grafen von Pontis de Sainte-Hélène zu sehen, gewährte ihm Alles, was er verlangte und versicherte ihn seines beständigen Wohlwollens. Ludwig XVIII., als geistreicher Mann, scheute sich später nicht, diese Mystification zu erzählen und bekannte, daß die lebendige Darstellung Coignard's einen besondern Eindruck auf ihn gemacht habe, wie ja der ganze Hof von dem Manne eingenommen gewesen sei.

Das Glück Coignard's hielt Schritt mit den Ereignissen. Napoleon kehrte von Elba zurück; der König flüchtete noch einmal. Nur wenige seiner treuesten Diener, Coignard unter ihnen, folgte ihm nach Gent.

Das Unglück macht zutraulich; Coignard wußte sich bald beim König in die höchste Gunst zu setzen, und da ihm das Schicksal am schlimmsten mitgespielt hatte, gewährte man ihm und der Gräfin, die in Paris zurückgeblieben war, alle Augenblicke Unterstügungen und Vergütungen und versprach mehr zu thun, wenn man nach Frankreich zurückgekehrt sein würde.

Die Hundert Tage verfloßen. Napoleon verließ Frankreich für immer. Die Bourbons kehrten zurück, begleitet von allen ihren Dienern, der Graf von Sainte-Hélène stets unter ihnen. Kaum in den Tuilerien angekommen, war der König von Hofleuten und Bittenden aller Art umgeben; die Würdigsten, Diejenigen, welche wirkliche Opfer gebracht hatten, kamen natürlich wie immer zuletzt. Coignard ließ nicht auf sich warten. Er erschien unter den Ersten und erinnerte an die ihm gewordenen Versprechungen. Das Glück lächelte ihm auch diesmal. Nach dem besondern Verlangen des Königs ernannte ihn der Kriegsminister zum Oberstlieutenant in der 72. zu Paris garnisirenden Legion. Er ließ sich seine neue Stellung wohl gefallen, richtete sich ein prächtiges Haus ein, kaufte Equipagen und fand mit Maria Rosa, der Gräfin von Sainte-Hélène, in den besten Gesellschaften Zutritt. Seine Gunst stieg mit seiner Kühnheit. Er wurde Mitglied der Ehrenlegion, Ludwigsritter, und wohlunterrichtete Personen versicherten, daß er bereits auf dem Punkte stand, zum Generaladjutanten des Herzogs von Angoulême ernannt zu werden.

Wer weiß, wie hoch das Glück dieses kühnen Mannes noch gestiegen wäre, wenn ihn nicht ein zufälliges Ereigniß in seinen Erfolgen und Schurkereien aufgehalten hätte. Denn seit er nach Paris gekommen war, hatte er, um seinen Luxus und seine maßlose Verschwendung durchzuführen, mitten in seinen goldstrogenden Salons eine Räuberhöhle gegründet. An einem schönen Maimorgen befand er sich gerade unter einem zehrenten auf dem Vendômeplatz, als ihn ein entlassener Galeerensklave, Namens Darius, erkannte, der mit ihm auf derselben Maderbank gesessen hatte und vor kurzem nach überstandener 20jähriger Strafzeit aus Toulon zurückgekehrt war. Im ersten Augenblicke konnte Darius seinen Augen kaum trauen. Er betrachtete ihn während der ganzen Musterung und wurde endlich seiner Sache gewiß durch ein nervöses Zucken, das Coignard seit jener Zeit behalten hatte. Darauf verlor er ihn nicht eine Minute aus den Augen und folgte ihm nach seiner Wohnung, wo er einige Augenblicke nach ihm eintrat und sich anmelden ließ. Ein Bedienter führte ihn in ein prächtiges Zimmer und als sie nun Beide einander allein gegenüberstanden, sprach er:

Erkennst du mich? Ich bin Darius, dein alter Leidensgefährte. Ich will dir nicht übel, ich bin unfähig, dich zu verrathen; aber du bist reich, ich bin unglücklich; hilf mir und du darfst auf meine Verschwiegenheit und Erkenntlichkeit rechnen.

Auf diese so vernünftige Anrede konnte es nur eine Antwort geben, eine so freie Eröffnung anzuerkennen und den alten Genossen im Unglück zu unterstützen. Aber die Vornehmung, welche stets den Verbrecher zur Stunde der Vergeltung führt, zeigte auch dem Coignard seinen Weg. Er leugnete unverschämt die Wahrheit, behandelte den Unglücklichen, der seine Hilfe ansuchte, mit Härte und ließ ihn ohne weiteres aus dem Hause werfen. Von diesem Augenblicke an war Coignard verloren. Darius, die Rache im Herzen,

begab sich sogleich nach dem Ministerium und verlangte den Herzog von Decazes, den damaligen Minister des Innern, zu sprechen. Auf seine Erklärung, daß es sich um eine wichtige Sache handle, wurde er sogleich vorgelassen und eröffnete die ganze Wahrheit. Er erzählte die Geschichte Coignard's und gab hinreichende Beweisgründe an, um die Wahrheit seiner Aussage zu unterstützen. Decazes erschrak über diese Entdeckung, denn er sah den Skandal voraus, den sie erregen würde. Um sich außer dem Bereiche dieser unangenehmen Angelegenheit zu halten, schickte er Darius zum General Despinoy, welcher die betreffende Heeresabtheilung commandirte, und trug ihm auf, demselben die ganze Geschichte ausführlich zu erzählen. Darius, mit dem Beginn seiner Rache zufrieden, begab sich alsbald zu dem General und wiederholte diesem Punkt für Punkt, was er soeben dem Minister mitgetheilt und was dieser geantwortet hatte. Als der General, ein alter braver Soldat, ein Muster von Ehre und Rechtschaffenheit, diesen Bericht gehört, rief er heftig aus: „Welchen Beweis könnt Ihr mir von dieser Angabe liefern?“

Mein General, antwortete Darius, lassen Sie mich hier bleiben, Coignard augenblicklich rufen und confrontiren Sie mich mit ihm.

Der General ging darauf ein und sandte einen Ordonnanzoffizier zu dem Oberstleutnant der 72. Division mit dem Befehl, daß sich dieser augenblicklich nach dem Hauptquartier der ersten Division verfüge. Coignard erschien in Staatsuniform und mit all seinen Orden geschmückt. Als ihn der General eintreten sah, sprach er zu ihm in halb ironischem, halb aufgebrachttem Tone: „Mein Herr Graf von Pontis de Sainte-Hélène, Sie werden nicht länger mit dem Gouvernement und mit mir Ihr Spiel treiben. Ich weiß, daß Sie Coignard und der Galeere entsprungen sind.“

Bei dieser Anrede schien der Unverschämte gar nicht aus der Fassung zu kommen.

Ich danke Ihnen, General, sagte er, für den schönen Titel, welchen Sie mir beilegen; ich will Ihnen sogleich Actenstücke holen, die Ihnen beweisen werden, wer ich bin.

Halt! rief der General, Sie werden nicht allein gehen; ich werde Sie von einem Offizier und zwei Gendarmen begleiten lassen. Aber zuvor sollen Sie noch eine kleine Probe bestehen.

Nach diesen Worten ließ er Darius eintreten, bei dessen Anblick sich Coignard doch einer gewissen Bewe-

gung nicht erwehren konnte, welche dem General nicht entging. Darius wiederholte seine Angaben der Reihe nach; Coignard beantwortete sie mit den heftigsten Schmähungen. Um der Sache ein Ende zu machen, rief der General einen Offizier aus seinem Generalstabe, befahl ihm, mit zwei Gendarmen den Oberstleutnant nach seiner Wohnung zu begleiten und nicht einen Augenblick zu verlassen, indem er ihn für die Ausführung des Befehls verantwortlich machte. Sie gingen fort. Aus Achtung für die militairische Stellung Coignard's befahl der Offizier die Gendarmen, sich etwas in Entfernung zu halten. Unterwegs plauderte Coignard mit dem Offizier, beklagte sich bitter über das ungebührliche Verfahren und erklärte, daß er durch die Darlegung seiner Papiere Verleumdung und Verleumder zugleich vernichten werde. Der Offizier versicherte, daß er davon überzeugt sei. Bei Coignard's Wohnung angekommen, blieben die Gendarmen im Hofe, Coignard ging mit dem Offizier hinein und befahl dem Bedienten, eine Flasche Wein zu bringen. Als Maria Rosa diese Personen ins Haus treten sah, wurde sie bestürzt. Coignard erzählte ihr zur Beruhigung, was vorgefallen war und der Offizier setzte verbindlich hinzu: „Der Herr Graf wird sich leicht rechtfertigen und die Verleumdung zurückweisen.“

Ich stehe dafür, antwortete Coignard.

Darauf schenkte er dem Offizier ein Glas Wein ein, den dieser vortrefflich fand, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, in das anstosende Zimmer gehen zu dürfen, um seine Papiere zu holen, mit denen er im Augenblick zurückkehren wolle, unterdessen würde ihm die Gräfin Gesellschaft leisten. Der Offizier war es zufrieden. Darauf winkte Coignard seinem Bruder, welcher sich als Bedienter bei ihm befand und eine vollständige Livree trug. Sie gingen zusammen ins nächste Zimmer. Sogleich zog Coignard Rock und Beinkleider seines Bruders an, setzte dessen Hut auf, und nachdem er ihm in kurzen Worten mitgetheilt hatte, um was es sich handle, eilte er eine geheime Treppe hinab, ging quer über den Hof zwischen den Gendarmen, die ihn in der Verkleidung nicht erkannten, hindurch und flüchtete nach der Straße Saint-Maur zu einem gewissen L'excellent, der sein Genosse auf der Galeere gewesen war und ihn mit offenen Armen empfing.

(Beschluß folgt.)

Ein Berner Bauernhaus.



Mannichfaltiges.



Während der Verbrauch aller andern Nahrungsmittel in England jährlich fortdauernd zunimmt, bleibt der des Kaffees stationär, obgleich eine viel größere Quantität sogenannten Kaffees jährlich verkauft wird, als aus den Colonien eingeht. Dies wird durch die Fälschungen des Kaffees mit Cichorien, Gerste, Bohnen, Kartoffeln und andern Surrogaten bewirkt. Eine recht glänzende braune Farbe wird dem flüssigen Kaffee durch gebrannten Zucker beigebracht, der häufig unter dem Namen „Kaffeeverfeinerer“ verkauft wird. Ein Arzt, welcher 34 verschiedene Kaffeesorten, die in London in gebranntem und gemahlenem Zustande verkauft werden, mikroskopisch untersuchte, fand nur drei unverfälschte darunter, und oft war die darin sich findende Quantität echten Kaffees sehr klein. Die Moral davon ist, daß man in England den Kaffee nicht anders als in seiner ursprünglichen Gestalt kaufen darf, wenn man nicht betrogen sein will, und auch in diesem Falle kommt es oft genug vor, daß dem Kaffee kleine Steine von der Farbe und Größe der Kaffeebohnen beigemischt sind.

Getröstet. „Eine ergögliche Figur“ — so schreibt ein Auswanderer am Bord des Schiffs, das ihn nach Amerika trug — „in dem Kreise unserer Reisegefährten ist ein Schneider aus S. mit seiner Familie, ängstlich und mit nichts zufrieden, immer querelirend und quengelnd, mit seinen Verbesserungsvorschlägen ohne Aufhören Matrosen, Steuermann und Capitän antretend und behelligend. Ihm paßt die Art nicht, wie die Segel aufgezo-gen werden; oft liegt ihm das Schiff zu sehr nach der einen Seite und er springt fort, Abhilfe wegen drohender Gefahr zu verlangen. Er wird von Allen ausgelacht und fängt nun seine Sache politischer an. Eines Nachts erhebt sich ein frischer Wind; aber das Schiff schwankt und schaukelt bedeutend. Der Schneider ist in hel-

ler Angst; wenn er nur erst wüßte, ob es Sturm wäre, oder Anfaß zu einem Sturm, ein kommander Orkan, oder nur Wind, unschuldiger Wind. „Ich will hinauf“, sagt er zu seiner Frau, „und den Steuermann fragen, ob es Wind ist oder Sturm. Ist es Wind, dann ist keine Gefahr; ist es aber Sturm, dann gehe ich zum Capitän, er muß gleich die Segel einziehen lassen.“ Er fragt den Steuermann. „Eine frische Brise, Herr!“ murrte dieser. Der Schneider springt wieder in seine Koje hinab und schreit: „Liebe Frau, liebe Kinder! Es ist kein Sturm, auch kein Wind; es ist eine Brise. Wir sind gerettet!“

Fleischmann's Papiermachefabrik in Nürnberg liefert in dieser Art Erzeugnisse des Kunstfleisches, die ihres Gleichen suchen, nicht bloß Spielzeuge für große und kleine Kinder, sondern auch sonst das Mannichfaltigste in ausgezeichneter Nachahmung. Die Fabrik hat seit einigen Jahren auch das Wissenschaftliche in ihr Bereich gezogen; sie liefert anatomische Präparate, der Natur so getreu nachgebildet, daß oft selbst Professoren im ersten Augenblicke das Nachgeahmte mit dem Echten verwechseln. An die Londoner Ausstellung ist das nachgebildete Gerippe eines 18jährigen Mädchens eingefendet worden, das allgemeine Bewunderung erregte. Es ist ein artiges Spiel des Zufalls, daß sich diese Fabrik in einem eigenthümlich-sonderbaren Hause befindet, in dem, welches sich Hans Lucher, der 1479 nach Palästina wanderte und seine Reise selbst beschrieb, in maurischem Stile aufführen ließ — also in dem massiven Denkmal einer in Thaten großen Vorzeit eine Papiermachefabrik, die in leichter Waare vollendet nachahmt, was sie nur immer kann — Vergangenheit und moderne Gegenwart in ihren Contrasten nebeneinander.

Zwei gute Weinjahre am Rheine waren 1539 und 1540, vielleicht die besten, die es je gegeben hat. Die Chroniken führen den Reimspruch an:

Tausend fünfhundert dreißig neun
Galten die Faß mehr als der Wein.

Jener Überfluß brachte damals einen Edelmann auf den Gedanken, seinen alten Wein durch seine Bauern frohnweise austrinken zu lassen. Sie mußten wöchentlich einmal an dies Geschäft. Der Edelmann stand sich als Gerichtsherr viel besser dabei, als wenn er den Wein verkauft hätte; denn es gab Handel und blutige Köpfe und Untersuchungen und Gerichtskosten die schwere Menge.

Cadeneros (Kettenleute) heißen in Spanien mit einem allgemeinen Namen die Chausseegeldeinnehmer. Man bedient sich nämlich dort, um die Straßen bei den Chausseegeldeinnehmern abzusperrern, nicht der Schlagbäume, sondern eiserner Ketten, die man quer über die Straßen spannt.

Der heiligste Schwur eines Negers ist: bei meinem Pathen! Er macht allen Zusagen, Fürbitten, Drohungen u. s. w. ein unverbrüchliches Ende.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das goldene Familienbuch,

oder der köstlichste Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft. Dritte Auflage. 1 Thlr.
(10,000 Exemplare gedruckt!)

Alle Recensenten nennen dieses Buch „einen goldenen Schatz“ — „einen Hausschatz im wahren Sinne des Wortes, der wahrhaften Nutzen bringt.“ Es ist ein Buch, das auch dem Unbemitteltesten **hundertfach** Mittel und Wege zeigt, sich eine sorgenfreie und glückliche Existenz zu sichern.

Verlag von **L. Garcke** in Merseburg und Leipzig.